

Die Welt im Radio

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Film und Radio mit Fernsehen**

Band (Jahr): **9 (1957)**

Heft 11

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

So wogte die Diskussion manchmal hitzig hin und her, aber das Unbehagen mancher, heute leider noch bevorrechteter, hierarchisch denkender Kreise, daß ihnen Fellini eine «solche» als wertvoll hingestellt habe, war zu spüren.

Wieder im Alltag angelangt, wenn auch mit etwas dumpfem Kopf, hörten wir dann eine abschätzige Bemerkung eines Produzenten, daß Fellini mit der «Cabiria» bloß die «Strada» wiederholt habe, und zwar raffinierter als dies Amerikaner in ähnlichen Erfolgsfällen zu tun pflegten, denen man dann aber Ausnützung der Konjunktur vorwerfe. Wir konnten nur unserer Hoffnung Ausdruck geben, daß Fellini noch weitere, solche aufwühlende Wiederholungen gelingen möchten. Sein Anliegen in diesen beiden Filmen ist gerade von unserem Gesichtspunkt aus überaus wertvoll. Leider sind aber die Aussichten dafür nicht gut. Ein Hindernis zeigt sich, das selbst ein Fellini nicht so leicht nehmen kann: Giulietta Masina, die unvergeßliche Gelsomina, die auch am Gelingen der «Cabiria» einen ganz entscheidenden Anteil besitzt, will nicht mehr.

Wir hatten in Cannes das Glück, die schwer Belagerte einen kurzen Moment zu sprechen. Wir wußten, daß sie es nicht liebt, von den Figuren zu reden, die sie dargestellt hat; sie sind für sie erledigt, abgetan, sie steckt wieder in ihrer eigenen Haut der intelligenten Akademikerin. Nach ihren weitem Absichten befragt, erklärte sie kurz und bündig: Amerika. Warum? Sie war kürzlich drüben und ihr Eindruck war eher günstig. In Europa höre sie nichts anderes als von der «Strada» reden, Tausende schrieben ihr deswegen jede Woche. Sie habe es jedoch satt, immer nur Rollen von leidenden Opfern zu spielen, möchte etwas Neues, Verschiedenes, Entgegen-



Blick von den Presserräumen des Film-Palais in Cannes unter den Fahnen auf die Croisette.

liegt. Wie dem auch sei, sie hat uns reich beschenkt, uns die Augen weiter geöffnet, und dafür danken wir ihr, Giulietta Masina, anima candida.

gesetztes. Sie möchte einmal Hammer sein und zuschlagen, statt nur immer Amboß. worauf wir ihr nur antworten konnten, daß sie uns als Amboß gerade genug vor den Kopf gegeben habe. Es steht aber fest, daß selbst die großen Erfolge in Europa sie hier nicht zu halten vermögen. Falls sie ein passendes Angebot erhält wird sie uns verlassen. Es zeigte sich übrigens auch hier ihre enorme Verwandlungsfähigkeit. Sie, die zwei halb schwachsinnige Frauen erschütternd verkörpert hat, beurteilt Amerika mit einem subtilen Intellekt. Sie war, wie wir aus anderer Quelle wissen, zuerst überrascht, wie sehr das Land dem Bilde glich, das sie sich aus Film und Abbildungen von ihm gemacht hatte, um dann zu entdecken, daß der Europäer, einmal vom Wirbel amerikanischen Lebens erfaßt, eine phantastische Reise in die Zukunft der Menschheit unternimmt. Ein Unbehagen hat sie dann überfallen, als sie merkte, wie sehr alles auf «Efficiency», auf praktischen Erfolg eingestellt sei, so daß viele menschliche Kontakte verloren gingen. Aber sie müsse sehen, was dahinter stecke, jedenfalls die amerikanische Arbeitsweise kennen lernen. Deshalb lerne sie englisch, was das Zeug halte.

So werden wir sie vielleicht verlieren, «unsere» Gelsomina und Cabiria. In Amerika wird sie kaum diese Linie weiterentwickeln können, abgesehen davon, daß sie es gar nicht wünscht. Vielleicht aber, und das ist unsere stille Hoffnung, macht sie drüben heilsame Erfahrungen, die sie erkennen lassen, daß gerade in solchen Rollen ihre große Aufgabe und Bedeutung

DIE WELT IM RADIO

Im Taumel des materialistischen Machtwahns

ZS. Man kann es kaum anders bezeichnen, was sich um den 1. Mai herum auf den aus dem Osten kommenden Radiowellen abspielte. In sich überschlagenden Tönen wurde von den gewaltigen Dingen gesprochen, welche das «sozialistische Lager» vorhabe. Da hörte man genaue Angaben, wieviel Tonnen Stahl, Kohle, wieviel Kilowatt Strom und Tonnen von Oel usw. das «Vaterland der Arbeiter» in den kommenden Jahren produzieren werde. Von den bisherigen Leistungen vernahm man nur wenig, denn daß die 40 Jahre marxistischer Volkswirtschaft in eine wirtschaftliche Sackgasse führten, ließe sich nicht gut bestreiten. Vor allem wurde aber immer wieder auf die gewaltige, russische Heeresmacht hingewiesen, auf ihre technisch vollendete Ausrüstung, besonders auch mit Atomwaffen. Reportagen über die großen militärischen Mai-Paraden in allen Sprachen sollten diese zusammengeballte Macht der ganzen Welt eindrucklich zu Gemüte führen. Die östlichen Radiowellen schienen zu zittern vom Gedröhn der Unmenge rollender Tanks, schweren Geschützen und dem eisernen Tritt der Detachements der russischen Super-Goliath-Armeen.

Gleichzeitig gingen die diplomatischen Drohnoten an die Westmächte ab. Am 4. Mai erklärte der militärische Sachverständige von Radio Moskau in deutscher Sprache, daß Westdeutschland im Falle eines Krieges einem konzentrierten atomischen Angriff ausgesetzt sein und alles Lebende in einem weiten Kreis vernichtet würde. Ein ähnliches, freundliches Schreiben ging an Griechenland. Am Abend vor der Maifeier war die gleiche Drohnote an Dänemark im Moskauer Radio veröffentlicht worden. Am 1. Mai selbst konnte man die blecherne Stimme Marschall Schukows vom Roten Platz her hören, der sich in nicht mehr zu überbietenden Drohungen an den Westen und Triumphgesängen auf die neuen Uberschall-Jagdflugzeuge und noch grössere Kanonen erging, und selbstredend die unbesiegbare gewaltige Macht der bewaffneten Streitkräfte Rußlands verkündete. Ostdeutschland sekundierte lebhaft. In einer Sendung aus Ostberlin über die 40-minütige Militärparade am 1. Mai wurde die ostdeutsche

Armee als mächtiges Kampfinstrument gegen den Westen hingestellt. Triumphierend wurde über eine Militärparade in Magdeburg berichtet, daß «die gesamte ostdeutsche Infanterie jetzt motorisiert sei». Ostdeutschland «sei der größte Produzent von Uranium für Atombomben in Europa, und, nach dem Kongo, der wichtigste Lieferant von spaltbarem Material auf der Welt überhaupt». In einer andern ostdeutschen Sendung wurde festgestellt, daß die Sowjets «schon längst bis zum Atlantik hätten vorstossen können, wenn sie wirklich imperialistische Ziele besäßen», und daß «selbst heute gegenüber der Nato die militärische Unterwerfung Europas unter Moskau für die Sowjets keine besonders schwierige Arbeit bilden würde, mit oder ohne Atombomben.»

Das war der 1. Mai aus dem Osten, ein sonderbarer Feiertag der «Internationalen Solidarität der Werktätigen», als was er stets bezeichnet wird. Nur Stahl, Kohle, Oel, Atomwaffen, Materie und Macht erfüllten die Sendungen von dorthier. Das inbrünstig ersehnte Lebensziel des Kommunismus heißt: die Produktion von Stahl der USA einzuholen und selbstverständlich das kommunistische System mit allen Mitteln auszudehnen und zu behaupten. In etwa 15 Jahren soll Amerika «geschlagen» sein in der Stahlproduktion.

Und dann? Bricht dann der Tag des Paradieses endlich an? Für ein solches Ziel sind ungezählte Millionen Menschen, Frauen und Kinder getötet worden und werden weiter getötet, wenn sie sich, wie die Ungarn, zu widersetzen wagen. Von den Millionen in den sibirischen Straflagern nicht zu reden. Vom Menschen war in keiner Sendung die Rede. Er gilt dort nicht einmal mehr als Rohstoff. «Von dem Dreck haben wir genug», antwortete Molotow einem amerikanischen General im Krieg, als ihn dieser fragte, ob Rußland nach den schweren Verlusten noch genügend Männer für Heere und Fabriken besitze.

Wir können nur beten, daß uns der Atomkrieg erspart bleibt, aber wenn es nicht der Fall sein sollte, dann wird er gerade uns Christen, die wir um alle Fragwürdigkeit des irdischen Lebens stets gewußt haben, am wenigsten schrecken. Wir dürfen uns vom Teufel des Materialismus keinesfalls bezwingen lassen. Friede heißt nicht

Friede mit dem Satan. Mit Bedauern kann man hier nur an einen Radiobericht aus Deutschland über eine Aeußerung Niemöllers an der Synode der evangelischen Kirche erinnern. «Was willst Du einem Soldaten sagen, der die Atombombe werfen soll?», will er jeden Pfarrer fragen, der Feldprediger sein möchte. Und niemand habe darauf eine Antwort gewußt!

«Warum wehrst Du Dich als Christ gegen Mörder, die Deine Frau und Deine Kinder ermorden wollen?», wäre die richtige Gegenfrage gewesen. Man kann solchen nur mit gleichen oder noch härteren Waffen entgegentreten, als er sie selbst besitzt. 11 Millionen Bauern, Frauen und Kinder mußten nach einer Zugabe Stalins an Churchill allein getötet werden, um Platz für die Kolchosbetriebe zu schaffen. Wir glauben nicht, daß ein Christ vor irgendeinem Mittel zurückschrecken darf, um solches zu verhindern. Gerade Deutschland sollte nach den grauenhaften braunen Untaten sich doppelt verpflichtet fühlen, eine mögliche Wiederholung solcher in neuen Konzentrationslagern um jeden Preis zu verunmöglichen.

Von Frau zu Frau

Vertriebene

EB. Die Menschen des 20. Jahrhunderts haben keine bleibende Stätte. Wer wüßte nicht, daß die große Völkerwanderung, die aus Krieg und Haß und Verfolgung entstanden ist, noch immer fort-dauert? Man hat sich an so ungeheuerliche Zahlen gewöhnt, daß man darüber mit Achselzucken seinem Tagewerk nachgeht und daß man darüber den einzelnen Menschen vergißt. Nur hier und da, wenn man einem solchen einzelnen Menschen gegenübergestellt wird, beginnt man von der Not zu ahnen und mitzuleiden.

Aber uns andere, nicht wahr, uns andere geht das ja eigentlich nichts an. Wir haben unser Heim, unsern Garten. Wir schicken unsere Kinder zur Schule und sehen morgens unsern Mann fortgehen und dürfen annehmen, daß wir ihn abends wieder begrüßen dürfen. Wir haben unsere kleinen Schätze angestapelt, draußen im Garten ein paar Büsche, Bäume und Blumen, drinnen im Hause Bücher, Bilder, Teppiche, ein paar Antiquitäten. Wir sind-zufrieden und glücklich, seßhaft und fröhlich, wir wünschen nichts anderes und möchten eigentlich bloß, daß es allen andern ebenso gehe. Gegen Krieg und Not ist nach außen eine Mauer aufgebaut: die Schweizergrenze. Innen sind keine großen Erschütterungen zu befürchten. Also... —

Und dann kommt ohne Krieg und Not, ohne Erschütterungen, ein Blatt Papier, das die ganze Sicherheit über den Haufen wirft und mit ein paar Linien ohne viele Worte an uns selbst wahr werden läßt, daß wir keine bleibende Stätte haben. Was ich meine? Die Autobahnen! Ja, tatsächlich: die Autobahnen. Sie haben Ihr Heim gehegt und gepflegt; Sie haben Wurzel gefaßt und sind «zu Hause»; Sie haben gute Nachbarschaft; Sie freuen sich der Ruhe und des Gartens; Sie sind dankbar, auf dieser lärmigen Welt ein bescheidenes, ruhiges, ein wenig abseits gelegenes Dörflein gefunden zu haben. Und plötzlich ist alles aus. Da gibt es Menschen, die die lange geforderten Autobahnen entwerfen. Sie denken im großen, sie müssen es wohl. Ihre Pläne sind Wunderwerke, auf denen sich in sanften Kurven breite Bahnen durch die Landschaft schwingen. Sie können sich nicht mit so Kleinigkeiten wie Einzelmenschen oder Familien befassen. Wo kämen sie auch hin! Und da steht es schwarz auf weiß: wenn diese Planemacher recht bekommen, so wird durch deine Wiese und deinen Garten, mitten hindurch, drei Meter über die Landschaft erhöht, eine breite Autobahn führen. Du darfst an ihr hinaufstaunen. Vielleicht wird dein Häuslein noch stehen bleiben und wird bedeckt werden mit Staub und Schmutz. Die Autobahn wird es bedecken mit seinem Schatten und seinem Lärm.

Und dann kommen Menschen, die sprechen von «Entschädigung». Man weiß doch, was sich gehört. Und es gibt andere Menschen, die dich beinahe neidisch anschauen, weil sie hinter der Transaktion einen «Schnitt» vermuten. Was schierr dich ein «Schnitt»: du verlierst dein Heim und deine Wurzeln, die mit keinen materiellen Gütern zu ersetzen sind.

Und wenn eine solche Gefahr wie aus heiterm Himmel niedersaust, dann versteht man plötzlich alle andern, die auch «gehen mußten», besser. Man versteht nicht nur die Flüchtlinge, man versteht auch die Bergler, die einem Stauwerk weichen mußten. Gewiß, wir hängen an materiellen Dingen. Aber ein Heim, ein Zuhause ist doch so viel mehr!

«Ei, wer gab Dir das Recht dazu, tausend Wesen in ihrer Ruh aufzustören?» Huggenberger sprach zwar in seinem Gedicht nur von Käfern und all dem Kleingetier, das in Acker und Feld lebt. Aber wieviel mehr könnten wir die Frage stellen, wenn es sich um Menschen handelt: «Ei, wer gab Dir das Recht dazu, tausend Wesen in ihrer Ruh aufzustören?» Der Mensch ist sehr, sehr eigenmächtig geworden. Er hat sehr, sehr viel von seiner Achtung vor dem lebendigen Einzelmenschen verloren. Es braucht gar keine östliche Mentalität dafür. Auch bei uns ist es selbstverständlich geworden, daß man von Opfern der Staudämme und Autobahnen gar nicht mehr spricht. Gewiß, es muß sein (wahrscheinlich muß es sein); aber das Herz sollte einem weh tun. Es sollte einen nicht schlafen lassen, und man sollte um Verzeihung bitten. Aber das Herz tut einem nicht

mehr weh, und es läßt einen ruhig — und stolz auf das Werk — schlafen, und man bietet Entschädigung an.

Ja, so ist das. Ich hoffe nur, daß wenigstens uns Frauen noch das Herz ein wenig weh tut, daß wir das Schicksal der Vertriebenen besser verstehen und damit dankbarer und duldsamer werden. Der Mensch des 20. Jahrhunderts hat keine bleibende Stätte.

Die Stimme der Jungen

Wo steht der französische Film?

chb. Die «Cahiers du Cinéma» — eine französische Filmfachzeitschrift, die wir dem eifrigen Filmfreund trotz ihres hohen Abonnementspreises zu Informationszwecken empfehlen möchten — haben im Mai 1957 eine Sondernummer herausgebracht, die sich vollständig mit der gegenwärtigen Situation des französischen Films in seinen künstlerischen und wirtschaftlichen Belangen befaßt. Vornehmlich zwei größere Beiträge gewähren einen umfassenden Einblick in die herrschenden Verhältnisse.

In einem ausgedehnten Interview unterhalten sich André Bazin und Jacques Doniol-Valcroze, zwei der Redaktoren der Zeitschrift, mit Jacques Flaud, dem Directeur Général du Centre National de la Cinématographie, gewissermaßen also der höchsten zuständigen Person des Landes. Jacques Flaud zeichnet die allgemeine Tatsache: die wirtschaftliche Grundlage des Films begünstigt seine wirtschaftliche Situation mehr und mehr und schadet damit dem künstlerischen Standpunkt. Trifft man dagegen nicht rechtzeitig Vorkehrungen, so wird diese Ausgangslage den langsamen Tod der Filmkunst herbeiführen. Für den Film in Frankreich gilt die bestürzende Feststellung, daß seinem wirtschaftlichen Gesunden während der letzten Jahre nicht auch ein künstlerischer Aufschwung entspricht. Die Produzenten — und mit ihnen die Verleiher — scheinen behext von den sich ihren Filmen bietenden ausländischen Absatzmärkten; stammten doch 1956 nahezu 40 Prozent der Einnahmen des französischen Filmes aus dem Ausland. Das heißt also: man dreht Filme nach möglichst überall bekannten Autoren, nach Sujets, die ihre Zugkräftigkeit bereits bewiesen haben (Adaptationen oder Remakes) und stützt sich zu ihrer Interpretation auf bewährte, wirtschaftlich internationale Anerkennung genießende Talente.

Zwei Wege schlägt Jacques Flaud vor, dem mangelnden Unternehmungsgeist der Produzenten aufzuhelfen. Als erstes empfiehlt er die Schaffung einer Prämie, die dem ersten Film eines jungen Regisseurs vor der Realisation, nach Prüfung des Drehbuches und der vorgeschlagenen Equipe also, gewährt werden soll. Das würde den Produzenten die Möglichkeit geben, einen Film ohne Stars, mit einem erfolversprechenden Nachwuchsregisseur und nach einem originalen Szenario zu drehen, ohne daß ihr Risiko dabei allzu groß würde. Der zweite Weg besteht in einem Abstufen der Steuern für Filme, entsprechend den Risiken, welche die Produzenten bei ihrer Herstellung eingegangen sind.

Der Erfolg solcher Hilfsaktionen hängt allerdings — wenn sie Wirklichkeit geworden sind — von der weiteren Entwicklung des in ständiger Wandlung begriffenen Phänomens Film ab.

Der andere aufschlußreiche Beitrag zur Erhellung der gegenwärtigen Misere des französischen Films ist ein Gespräch, das sechs anerkannte Filmjournalisten und -theoretiker (die sich auch in der Praxis auskennen) unter dem von Luigi Pirandello inspirierten Titel «Six personages en quête d'auteurs» miteinander führen. Von Anfang an sind sich die Sechs bewußt, daß sie — deren jeder einzelne über eine sehr persönliche Meinung von den Ursachen der kläglichen Mittelmäßigkeit französischer Filme verfügt — keine konkreten Vorschläge zur Besserung unterbreiten können. Aber sie führen immerhin überzeugende Argumente ins Feld wie etwa, daß die Gesundheit des amerikanischen Films darauf beruhe, daß er sich in seinen stereotypen, filmgeeigneten Genres — Wildwester oder Kriminalfilm — ausruhen und neue Kräfte sammeln könne. Der ganzen europäischen Filmproduktion dagegen fehlen solche Genres und die französische leide zudem darunter, daß sie mit dem Krieg ihren einzigen Filmstil, jenen des cinéma noir réaliste verloren habe. In Italien lebt der Film vornehmlich von einer Generation filmbegeisterter Schriftsteller — in Frankreich besteht die Krise der Filmstoffe nicht nur in einer Krise der Autoren, sondern ist zudem eine Frage der Annahme guter Sujets. Was wiederum auf den oben erwähnten Mangel an Unternehmungsgeist der Produzenten weist. Während der eine Kritiker findet, es fehle dem französischen Film der förderliche Geist der Armut — aus dem der italienische Neorealismus erwachsen ist —, sieht der andere den entscheidenden Fehler in einem Versagen der Literatur, die sich dem Film nicht anzueignen verstehe — oder umgekehrt!

Erstaunlich spät erst gelangt die Diskussion zur Feststellung, daß es, um einen zeit- und lebensnahen Stoff zu gestalten, einer inneren Ueberzeugung, sei sie nun politisch oder moralisch, bedürfe. Die christliche der Ueberzeugungen haben die Herren zu erwähnen vergessen, die sich gleich wieder anderem zuwandten. Liegt vielleicht darin ein Grund der geistigen Armut und Verwirrung so vieler französischer Filme?